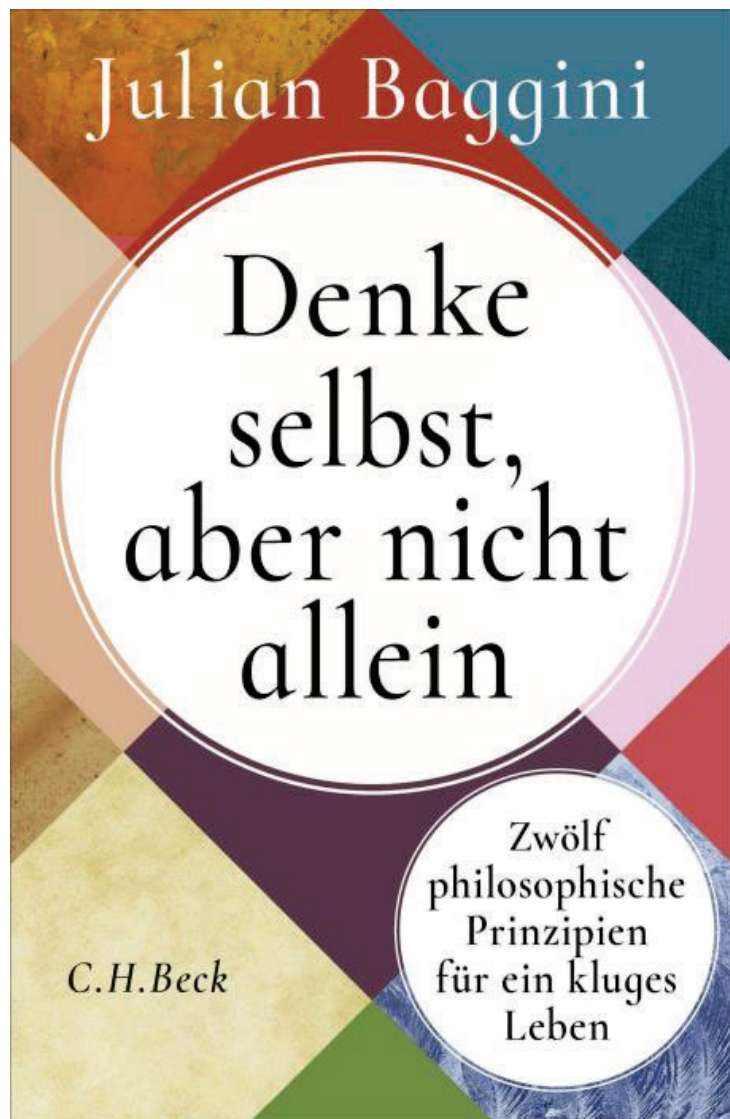


Unverkäufliche Leseprobe



Julian Baggini

Denke selbst, aber nicht allein

Zwölf philosophische Prinzipien für ein kluges Leben

2026. 352 S.

ISBN 978-3-406-85262-6

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/40941682>

Julian Baggini

DENKE SELBST,
ABER
NICHT ALLEIN

Julian Baggini

DENKE SELBST,
ABER
NICHT ALLEIN

*Zwölf philosophische Prinzipien
für ein kluges Leben*

Aus dem Englischen
von Frank Lachmann

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:
«How to Think Like a Philosopher: Essential Principles for Clearer Thinking»
© Julian Baggini 2023
Julian Baggini beansprucht das moralische Recht,
als Autor dieses Werkes genannt zu werden.

Zuerst erschienen 2023 bei Granta Books
Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Siam SK via shutterstock
Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 85262 6

verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

INHALT

	Einleitung: Der P-Faktor	7
I	Sei aufmerksam	15
2	Hinterfrage alles (auch dein Hinterfragen)	35
3	Achte auf deine Schritte	55
4	Folge den Fakten	87
5	Gib Acht auf deine Worte	III
6	Sei eklektisch	141
7	Sei ein Psychologe	163
8	Erkenne, worauf es ankommt	187
9	Vergiss dein Ego	219
10	Denke selbst, aber nicht allein	241
11	Stelle Verbindungen her	269
12	Gib nicht auf	293
	Schluss	315

ANHANG

	Glossar der wichtigsten Begriffe	323
	Die Gesprächspartner	335
	Anmerkungen	343
	Register	349

EINLEITUNG

Der P-Faktor

Gerade mittels solcher ganz geringfügigen Dinge
lassen sich auch schlaue Leute am leichtesten überrumpeln.
Je schlauer jemand ist, um so weniger argwöhnt er,
daß man ihn mit einem so einfachen Mittel fangen werde.
Dem schlauesten Menschen muß man gerade mit dem
einfachsten Mittel zu Leibe gehen.

Fjodor Dostojewski, Schuld und Sühne

Hat die Menschheit ihre Vernunft verloren? Haben wir überhaupt jemals eine besessen? In jedem Zeitalter hören wir die Klage über ihren Niedergang, doch heute scheint sie lauter, häufiger und verzweifelter zu erklingen. Andererseits kann man sich kaum eine frühere Epoche vorstellen, in der ein gutes und klares Denken bedeutend einfacher gewesen wäre als heute. Man stelle sich nur vor, wie es gewesen sein muss, einen klaren Gedanken zu fassen, als die meisten Menschen noch nicht lesen und schreiben konnten. Oder zu Zeiten, in denen das, was publiziert wurde, der strengen Kontrolle der Kirche oder des Staats unterlag und Bücher kaum erschwinglich waren. Oder zu Zeiten, da man für politische oder religiöse Häresien den Tod riskierte und unser wissenschaftliches Wissen minimal entwickelt war, während zweifelhafte Theorien die absolute Oberhand hatten. Noch vor 50 Jahren waren die primären Informationsquellen der meisten Menschen dezidiert parteiische Zeitungen nebst einer Handvoll Fernseh- und Radiosender.

Öffentliche Bibliotheken waren die Wikipedia dieser Zeit, wobei sie bedeutend schlechter ausgestattet und schwerer zu durchsuchen waren als die Online-Enzyklopädie.

Die Gelehrten tendierten immer schon dazu, ihr eigenes Zeitalter als besonders dekadent oder irrational auszuweisen. Die Philosophen hingegen sind in einer guten Position, um erkennen zu können, dass unsere Vernunft in Wirklichkeit immer wieder in zahllosen Situationen versagt. Tatsächlich ist es dringend nötig, gerade in unserer Gegenwart besser zu denken – aber nur, weil es *immer* nötig ist, besser zu denken, und «unsere Gegenwart» ohnehin immer genau jetzt ist. Das aktuelle Übermaß an schiefen Denkweisen bedarf allerdings ebenso sehr einer Korrektur wie das vergangener Zeiten. Krude Ansichten, die einmal randständig waren, sind heute in den Mainstream gerückt: Verschwörungstheorien, die Leugnung des Klimawandels, Impfskepsis, dubiose Heilverfahren und religiöser Extremismus. Zugleich wirkt der einst geachtete Mainstream selbst ratlos. Die britische Königin hat ihre Rolle als Repräsentantin ihres Volkes wohl nie besser erfüllt als in jenem Moment, als sie die bereits angezählten Ökonomen fragte, warum sie die Finanzkrise des Jahres 2008 nicht hatten kommen sehen. Wie die junge schwedische Klimaaktivistin Greta Thunberg gezeigt hat, braucht es keine besondere Expertise, um zu dem Schluss zu gelangen, dass die Führer der Welt mit dem Stühlerücken auf dem Sonnendeck der Titanic beschäftigt sind, während vor unser aller Augen eine Klimakatastrophe aufzieht. In zahlreichen wohlhabenden Industriestaaten mit einer gut ausgebildeten Bevölkerung wie etwa in den USA, in Brasilien oder in Ungarn haben sich Millionen Menschen von der politischen Mitte abgewandt und hasserfüllte populistische Demagogen in die höchsten Staatsämter gewählt.

Auf der anderen Seite gibt der Umstand Grund zur Hoffnung, dass wir auch zahlreiche Beispiele dafür haben, was geschieht, wenn das klare Denken die Oberhand gewinnt. So sind wir schon häufig Zeugen des Erfindergeists und der Intelligenz des Menschen gewesen, etwa bei der raschen Entwicklung von Impfstoffen gegen das Covid-19-Virus, bei der massiven Reduzierung der Anzahl der Armen auf der Welt und

bei unserer tieferen Einsicht in die Irrationalität und Schädlichkeit von Phänomenen wie Rassismus, Frauenfeindlichkeit und Homophobie.

Wenn wir ein besseres Denken fördern wollen, dann können wir dafür vieles von den Philosophen lernen, die seit Jahrtausenden als Experten auf diesem Gebiet gelten. In einer Epoche, die das Neue und die Erneuerung zu ihrem Fetisch gemacht hat, ist es erforderlich, dass wir uns die bedeutendsten Lektionen der Vergangenheit noch einmal vergegenwärtigen und bedenken, dass das Zeitlose stets aktuell ist. Selbstverständlich wird nicht jeder Philosoph mit allem einverstanden sein, was ich zu sagen habe, weil Philosophen auch – oder gerade – über ganz grundlegende Dinge unterschiedlicher Meinung sind. Die Philosophie hat zudem kein Monopol auf präzises Denken und ist auch nicht gegen allzu nachlässiges Denken gefeit. Spezifisch für sie ist allerdings, dass sie sich in erster Linie auf das Bedürfnis nach klarem Denken konzentriert. Alle anderen Disziplinen haben etwas Konkreteres, auf das sie sich stützen können: Die Naturwissenschaftler haben ihre Experimente, die Ökonomen Daten, die Anthropologen die teilnehmende Beobachtung, die Historiker ihre Dokumente, die Archäologen Artefakte und so weiter. Die Philosophen hingegen besitzen keinen speziellen Informationsträger dieser Art. Ihr besonderes Vermögen ist die Fähigkeit, ohne Netz und doppelten Boden zu denken. Wenn wir lernen wollen, besser zu denken, ohne auf Spezialkenntnisse zurückgreifen zu müssen, dann gibt es dafür kaum ein geeigneteres Modell als die Philosophie.

Die üblichen Aufzählungen der Prinzipien des philosophischen Denkens lassen allerdings das Wichtigste aus. Philosophiestudenten erlernen die Regeln der logischen Deduktion, die Auflistung von zu vermeidenden Fehlschlüssen, den Unterschied zwischen induktivem und abduktivem Denken und so weiter. Das ist zwar alles relevant, reicht für sich genommen aber noch nicht aus. Es ist wie beim Autofahren: Die meisten Kraftfahrer wissen, wie man den Gang wechselt, welche Geschwindigkeitsbegrenzungen gelten und Ähnliches. Der Unterschied zwischen guten und schlechten Fahrern ist daher nicht in erster Linie eine Sache der Informiertheit oder der Technik. Es kommt stattdessen auf die *Einstellung* an, die sie ihren eigenen Fahrkünsten gegenüber

haben – das heißt darauf, wie umsichtig und aufmerksam sie sind, wie motiviert sie dazu sind, vernünftig zu fahren, und wie rücksichtsvoll sie sich den anderen Verkehrsteilnehmern gegenüber verhalten. Und auch beim Denken geht es ebenso sehr um die richtige Haltung wie um die Beherrschung der Technik.

Die richtige Einstellung zu haben, ist der X-Faktor der Philosophie – nennen wir ihn fortan den P-Faktor. Er ist es, der die besten Philosophen über jene erhebt, die zwar alle logischen Kniffe beherrschen, aber trotzdem nicht zur Einsicht gelangen. Wie der schwer zu fassende X-Faktor entzieht sich auch der P-Faktor einer exakten Definition. Er ist eine Art Tugend, wobei ich mit Tugend nicht meine, dass man Bio-Müsli isst oder Gutes tut. Tugend meint im philosophischen Sinne des antiken Griechenlands einfach die Gewohnheiten, Haltungen und Charakterzüge, die dem guten Leben – und Denken – förderlich sind. Der als Tugendepistemologie bekannte Ansatz («Epistemologie» bedeutet «Erkenntnistheorie») vertritt die Auffassung, dass ein gutes Denken bestimmte intellektuelle Gewohnheiten und Einstellungen voraussetzt und sich somit nicht in der bloßen Beherrschung formaler Prozeduren erschöpft, mit denen man zum Beispiel auch einen Computer programmieren könnte. In den letzten Jahrzehnten ist der Relevanz epistemischer Tugenden in der akademischen Philosophie zwar größere, aber immer noch keine hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt worden. Es ist deshalb an der Zeit, ihnen den gebührenden Platz im Zentrum des guten Denkens zu geben.

Nach über 30 Jahren des philosophischen Studierens, Lehrens, Schreibens und Debattierens – oft mit anderen Philosophen – bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass die Fähigkeiten zum kritischen Denken ohne den P-Faktor der «epistemischen Tugenden» kaum mehr als hochgestochene Partygags sind, die es ihren Anwendern erlauben, mit der Gewandtheit ihrer Gedanken Eindruck zu schinden und die Ideen anderer in Stücke zu reißen. Ich möchte hingegen erkunden, was wahrhaft klares Denken von bloßer Cleverness unterscheidet. Clevere Denker, denen der P-Faktor fehlt, sind nervtötend, langweilig und können zur Erfüllung des geschichtlichen Auftrags der Philosophie, uns zu

einem besseren Verständnis der Welt und unserer selbst zu verhelfen, nichts beitragen.

Mein Interesse betrifft aber nicht nur die Frage, was einen guten Philosophen ausmacht, sondern auch die, worin klares Denken überhaupt besteht. Dieses Buch zielt daher nicht bloß darauf ab, Einblicke in philosophische Probleme zu geben und zu zeigen, wie Philosophen über diese gedacht haben. Ich möchte daneben auch noch zeigen, wie philosophische Denkgewohnheiten in der Politik, bei alltäglichen Problemlösungen, in der Selbstfürsorge und ganz allgemein bei dem Versuch zum Einsatz kommen, sich einen kohärenten Begriff von der Welt zu machen.

Dafür werde ich mich auf Dutzende von Interviews beziehen, die ich für Zeitschriftenbeiträge und Buchveröffentlichungen über viele Jahre hinweg mit einigen der weltweit bedeutendsten Philosophen und Denker geführt habe. Wie ich dabei bemerkte, ließen viele von ihnen Rand- oder Nebenbemerkungen darüber fallen, wie sie arbeiten, und diese Kommentare offenbaren mehr als das, was im Zuge expliziter Diskussionen über die philosophische Methode vorgetragen wird. Darüber hinaus werde ich mich auf viele der größten philosophischen Werke aller Zeiten beziehen. Diese werden zum großen Teil aus der abendländischen philosophischen Tradition stammen, in der ich ausgebildet worden bin. Wie uns meine gelegentlichen Streifzüge in die Philosophien der nicht-westlichen Welt zeigen werden, sind die darin dargestellten Prinzipien jedoch von universeller Gültigkeit. Historisch waren die Stimmen von Frauen in der Philosophie weniger häufig zu vernehmen als die der Männer. Obwohl ich also viele brillante Philosophinnen anführen werde, ist das Geschlechterverhältnis unter den Protagonisten dieses Buches eindeutig zugunsten des Patriarchats verschoben.

Ich werde außerdem auch einen Blick auf die vielen Fallstricke werfen, die den fähigen Denker in spe erwarten. Wie jedes Werkzeug kann nämlich auch das Denken falsch angewendet und missbraucht werden, auch wenn dabei die besten Absichten verfolgt werden. Eine Eigenheit der Tugendepistemologie ist ihr Bedürfnis nach Wachsamkeit und Bescheidenheit. Vorsicht also vor jenen, die meinen, sie wären

brillante Denker. Wahre Genies lassen sich nur selten von ihrem eigenen Spiegelbild blenden.

Ein weiterer Punkt, der dieses Buch hoffentlich von anderen Wälzern zum Thema «Smart Thinking» unterscheidet, ist der, dass ich die unleugbare Schwierigkeit, die es nun einmal bedeutet, klar zu denken, nicht scheuen werde. Eine Einladung dazu, wie ein Philosoph zu denken, wäre unaufrichtig, wenn sie die Herausforderung verheimlichen würde, die damit einhergeht. Versüßt man Letztere zu sehr, dann erhält man am Ende bloß ungenießbares Konfekt ohne jeden Nährwert. In unserer ungeduldigen Aufmerksamkeitsökonomie werden wir immer wieder vom Versprechen auf irgendeinen Hack angezogen. Wir wollen Abkürzungen, Zeitersparnis und kognitive Beschleunigung. Aber das Denken erreicht seine Effizienzgrenzen sehr schnell, und jede Abkürzung hat ihren Preis. Wir müssen daher die Hacks abhaken, statt immer mehr von ihnen zu suchen; wir müssen aufhören, das Denken einfacher machen zu wollen, als es ist, und es endlich vernünftig machen.

Übung macht auch hier den Meister. Sollte sich dieses Buch also nicht gelegentlich auch wie ein anspruchsvolles geistiges Training anfühlen, dann ist es wertlos. Die Zitate von Fjodor Dostojewski zu Beginn jedes Kapitels sollten als Gelegenheiten verstanden werden, sich gedanklich schon einmal ein wenig aufzuwärmen. Sie sollten daher nicht wie Memes in den sozialen Medien gelesen werden, also als destillierte Weisheiten, zu denen man zustimmend nickt, sie teilt und sich dann einer anderen Sache zuwendet. Ich lade den Leser vielmehr dazu ein, ihre Relevanz und Bedeutung im Zusammenhang mit den von ihnen jeweils eröffneten Kapiteln selbst einzuschätzen.

Ich bin zwar ein Advokat der Philosophie, aber dennoch skeptisch, wenn es heißt, die Philosophen seien *immer* die besten Lieferanten «vermittelbarer Denkfähigkeiten», wie es viele philosophische Fakultäten, auch die in Cambridge, stolz verkünden.¹ Denn nicht nur «gibt [es] nichts, was nicht absurd genug wäre, als dass es nicht schon irgendein Philosoph behauptet hätte», wie Cicero bekanntlich festgestellt hat; die unbequeme Wahrheit lautet vielmehr, dass viele Philosophen sehr schlecht abschneiden, wenn sie sich gedanklich über ihr eigenes Spe-

zialgebiet hinauswagen. Bertrand Russell zum Beispiel war ein philosophischer Gigant, dessen Werk über die Logik vom Anfang des 20. Jahrhunderts einer der großartigsten Fehlschläge in der Geschichte der ganzen Disziplin gewesen sein dürfte. Doch wie Russells Biograf Ray Monk schreibt, «sind viele von Russells Arbeiten außerhalb der Philosophie einfach Müll, nicht richtig durchdacht und schlampig geschrieben. [...] Er lässt darin seinen Vorurteilen freien Lauf und berücksichtigt wichtige Aspekte der Frage, die ihn gerade umtreibt, einfach nicht.» Ich werde daher von Zeit zu Zeit auch darauf aufmerksam machen, wann man *nicht* wie ein Philosoph denken sollte – oder zumindest nicht wie bestimmte Philosophen zu bestimmten Zeiten.

Ich kann nicht versprechen, dass dieses Buch Sie zu einem großen Denker macht. Aber so, wie Sie verstehen können, was einen Messi oder einen Ronaldo so genial macht, ohne dass Sie selbst dafür der weltbeste Fußballer werden müssten, müssen Sie auch kein Konfuzius oder Kant werden, um deren Genie würdigen und von ihnen lernen zu können. Wir versuchen, die Besten nachzuahmen, ohne uns dabei der Illusion hinzugeben, dass wir mit ihnen gleichziehen könnten. Stattdessen hegen wir die realistischere Hoffnung, zur besten Version unserer selbst zu werden.

SEI AUFMERKSAM

Die Natur fragt Sie doch nicht; Ihre Wünsche sind ihr doch ganz gleich und ob ihre Gesetze Ihnen nun gefallen oder nicht. Sie sind verpflichtet, sie so anzunehmen, wie sie ist, und damit auch alles, was sich aus ihr ergibt. Die Mauer also ist tatsächlich eine Mauer ... usw. usw.

Fjodor Dostojewski, Aufzeichnungen aus dem Kellerloch

Als Doktorand erhielt ich von meinem temporären Betreuer Tim Crane den sanftesten und zugleich festesten Tritt meines Lebens in den Allerwertesten. Es war gegen Ende des zweiten Jahres meines Promotionsstudiums, und Crane hatte erkannt, dass ich mich mehr ins Zeug legen musste, wenn ich jemals ein Doktor der Philosophie werden wollte. Der wichtigste Ratschlag, den er mir gab, war der, dass ich lernen sollte, ein besserer Lektor meiner eigenen Texte zu werden. Damit meinte er nicht, dass meine Produkte zu viele Tippfehler enthielten (obwohl ich mir sicher bin, dass dem so war). Er wollte sagen, dass ich lernen müsste, meine Arbeiten stets akribisch durchzusehen und auf alles zu achten, was auch nur im Entferntesten zweifelhaft anmutete.

Ein solcher Ratschlag mag merkwürdig erscheinen, weil er so unspezifisch ist. Mein Betreuer sagte nicht, dass ich ungültige Schlüsse zog, Argumente ungenau wiedergab oder die Fakten falsch verstand, wobei ich vermutlich trotzdem in allen drei Anklagepunkten schuldig war. Aber sein Vorschlag, wie man diese und andere Fehler vermeiden

konnte, traf absolut ins Schwarze: Ich musste viel mehr Acht geben auf jedes Wort, das ich schrieb, auf jeden Schluss, den ich zog.

Am Ende schloss ich meine Dissertation dann in etwas über drei Jahren ab. Cranes Ratschlag hatte funktioniert, weil er die Dinge vom Kopf auf die Füße gestellt hatte. All die formalen Fehler, die im Denken begangen werden, sind letztlich nur das Produkt einer kognitiven Sorglosigkeit. Deshalb ist der Ausdruck «schludriges Denken» auch so treffend. Fehlerhaftes Schlussfolgern findet immer dann statt, wenn wir nicht aufmerksam genug sind. Aufmerksamkeit ist die geheime Zutat klaren Denkens, die in den Handbüchern für formale Logik und kritische Reflexion nicht erwähnt wird.

Zudem gilt, dass es dem klaren Denken an Durchschlagskraft fehlt, wenn es nicht von einer Aufmerksamkeit für das begleitet wird, worüber eigentlich nachgedacht wird. Warum zum Beispiel bestand ein halbes Jahrhundert nach der Hochphase der Bürgerrechtsbewegung die Notwendigkeit, die Black-Lives-Matter-Bewegung ins Leben zu rufen? Warum gibt es auch Jahrzehnte nach der Einführung des Frauenwahlrechts in jeder demokratischen Gesellschaft immer noch systemische Misogynie? Warum brauchen Krankenhäuser und andere Gesundheitseinrichtungen Patientenvertretungen, wenn ihr Sinn und Zweck doch einzig und allein darin besteht, besagten Patienten zu helfen? Es geht hier nicht um einen Mangel an überzeugenden Argumenten. Dass Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrer Hautfarbe oder ihrer ethnischen Zugehörigkeit die gleichen Rechte und Chancen haben sollten, ist schon lange nicht mehr ernsthaft infrage gestellt worden, und jedem Mediziner ist klar, dass das Wohlergehen seiner Patienten seine oberste Priorität sein sollte. Aber diese Prinzipien, die von fast allen geteilt werden, haben es nicht geschafft, jene Schichten von Vorurteilen und Dummheit vollständig zu durchdringen, die Jahrhunderte der Unterdrückung und Elitenmacht fest in der kollektiven Psyche verankert haben. Klar zu denken ist das eine, etwas zu verinnerlichen das andere.

Wenn wir eine Sache nur auf abstrakter Ebene durchdacht haben, dann haben wir sie noch nicht genug durchdacht. Das Denken ist ein

reduziertes, wenn es sich nur um Begriffe dreht und gänzlich in unseren eigenen Köpfen stattfindet. Denn aus einer solchen Distanz ausgeführt ist es nicht eng genug mit unserer gelebten Welterfahrung verknüpft, als dass es unser Verhalten oder gar unsere tiefsten Überzeugungen verändern könnte. Damit das Denken aus unseren Köpfen heraus- und in unsere Herzen und Handlungen einwandern kann, muss es in einer großen Aufmerksamkeit für die Welt und andere Menschen wurzeln. Die Praxis der Aufmerksamkeit besitzt eine ausgeprägt soziale Dimension. Man kann sich nicht nur damit beschäftigen, wie einem selbst die Welt erscheint. Man muss vielmehr auch fragen, wie andere sie wahrnehmen. Wenn wir also beispielsweise über Themen wie Rassismus, Frauenfeindlichkeit und die Handlungsmacht von Patienten nachdenken, dann müssen wir den Erfahrungen und Zeugnissen anderer, speziell der am stärksten Betroffenen, besondere Aufmerksamkeit schenken.

In der Geschichte der Philosophie – vor allem, aber nicht nur im Westen – ist diesem Erfordernis oft nicht in vollem Umfang Rechnung getragen worden. Erst in neuester Zeit haben es zahlreiche Philosophen anerkannt, am stärksten wohl in der jungen Disziplin der sozialen Erkenntnistheorie. Dieses aufstrebende Forschungsfeld untersucht die bislang unterbelichtet gebliebene Rolle von Gemeinschaften, Netzwerken und anderen Menschen bei der Wissensproduktion.

Ein zentrales Konzept in der sozialen Erkenntnistheorie ist das der Zeugenschaft. Niemand kann alle Wahrheiten ganz alleine verifizieren. Wir müssen uns vielmehr auf das Zeugnis anderer verlassen können. Aber auf wessen Zeugnis? Wann? Zu welchem Zweck? Und wessen Zeugnis wird ungerechtfertigterweise ignoriert? Warum werden die Zeugnisse mancher Menschen gar nicht gehört?

Wenn die Perspektiven bestimmter Leute ohne guten Grund marginalisiert oder übersehen oder die anderer Menschen ebenso grundlos privilegiert werden, dann haben wir es mit sogenannter Zeugnisungerechtigkeit zu tun. Gegenwartsphilosophinnen wie Miranda Fricker und Rae Langton haben darauf hingewiesen, wie die Stimmen von Frauen zum Schweigen gebracht oder zumindest an den Rand gedrängt worden sind. Langton hat die These formuliert, dass die Art und Weise, in

der Sexualität in der Gesellschaft – vor allem in der Pornografie – präsentiert, diskutiert und charakterisiert wird, die Fähigkeit von Frauen untergräbt, eine sexuelle Wahl zu treffen. Denn Zurückweisungen werden nie nur als solche verstanden, und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil die Leute es gewohnt sind, ein «Nein» als «Sie ziert sich bloß», «Sie will nicht billig wirken» oder, brutaler noch, «Sie wollen es doch alle» zu verstehen.

Havi Carel hat ausführlich darüber geschrieben, dass Patienten im medizinischen Kontext nicht als Besitzer eines exklusiven Wissens um ihre Körper und ihren Gesundheitszustand gelten. Eine Kultur, in der Ärzte die einzigen Experten sind, führt außerdem zu einer systematisch mangelnden Wertschätzung für das Wissen des untergeordneten medizinischen Personals wie etwa der Pflegekräfte und der Patienten selbst. Carels Arbeit mit medizinischen Fachleuten hat letztlich sogar zu einem Wandel in der klinischen Praxis geführt, was beweist, dass diese Überlegungen nicht bloße theoretische Spekulationen sind.

Anderen *zuzuhören* ist nicht gleichbedeutend damit, sich ihnen *unterzuordnen*. Wenn ich beispielsweise behaupte, dass es sexistisch ist, einer Person nachzupfeifen, und jemand daraufhin auf eine Frau verweist, der das nichts ausmacht, dann widerlegt das meine Behauptung noch nicht – unter anderem deshalb, weil viele Frauen eben anderer Meinung sind. Ebenso wenig gelangt man aber durch eine bloße Befragung der am stärksten von einer Sache Betroffenen zur richtigen Antwort. So könnte in patriarchalen Gesellschaften mit tief verankerten sexistischen Normen die Mehrheit der Frauen durchaus sagen, dass sie mit dem Status quo zufrieden ist. Und manchmal wissen es die Ärzte auch einfach besser als ihre Patienten.

Die blinde Akzeptanz dessen, was ein anderer sagt, ist kein aufmerksames Zuhören, sondern ein passives Anhören und Hinnehmen. Richtiges Zuhören hat sowohl mit dem Vernehmen des Gesagten als auch mit dem aktiven Umgang damit zu tun und kann daher Meinungsverschiedenheiten zu Tage fördern. Es zeugt von mangelndem Respekt für eine Person, wenn man davon ausgeht, dass sie mit Kritik oder Zweifeln nicht umgehen kann.

Intelligentes Zuhören setzt zudem voraus, dass man darauf achtet, wem man Aufmerksamkeit schenkt. So wollen viele Menschen Transpersonen zur Seite stehen und daher – zu Recht – von ihren Erfahrungen und Bedürfnissen hören. Aber nicht alle Transpersonen denken das Gleiche. Deshalb sprechen auch die einflussreichsten und lautstärksten Unterstützergruppen nicht für jeden Betroffenen.

Wenn klares Denken aber einfach nur verlangt, dass man aufmerksam ist, warum sollte man sich dann auch noch darum bemühen, seine logischen, wissenschaftlichen oder statistischen Fähigkeiten zu schulen? Es lohnt sich sehr, dies zu tun, denn es gibt einem die Werkzeuge dafür an die Hand, um noch aufmerksamer sein zu können, und lehrt uns, worauf wir achten müssen. Vieles lässt sich aber schon dadurch erreichen, dass man sich intensiv konzentriert. Tatsächlich glaube ich, dass es beim Denken hauptsächlich darum geht, aufmerksam zu sein. Das bedeutet nicht, dass es leicht ist. Aufmerksam zu sein verlangt enorme Anstrengungen, was sich bereits an den lateinischen Wurzeln des entsprechenden englischen Wortes *to attend* zeigt: Die Vorsilbe *ad* bedeutet «(auf etwas) zu» und das Verb *tendere* «strecken», so dass der englische Ausdruck wörtlich «sich zu etwas hinstrecken» bedeutet. Die Annäherung an das, worauf wir unsere Aufmerksamkeit richten, ist also mit Mühen verbunden. *Attend* meint zudem «präsent sein», wie etwa in der Wendung «bei einer Hochzeit präsent sein». Wir müssen, wenn wir aufmerksam sind, also vollkommen präsent sein. Das entsprechende französische Verb *attendre*, das «warten» bedeutet, erinnert uns zudem daran, dass es oft Geduld und Durchhaltevermögen braucht, damit die Aufmerksamkeit Früchte trägt.

Um das Primat der Aufmerksamkeit zu belegen, werden wir die unsere für einen Moment auf einige Fallstudien aus der Geschichte der westlichen Philosophie richten. Denken Sie zum Beispiel an das «Ich denke, also bin ich». Selbst diejenigen, die fast nichts von der Philosophie wissen, können diesen Satz normalerweise zitieren; viele kennen sogar seine lateinische Fassung *cogito ergo sum*. Diese drei Wörter aus der Feder des französischen Philosophen René Descartes, der sie im 17. Jahrhundert niederschrieb, verkörpern vermeintlich alles, was wir

von der Philosophie zu wissen glauben: Sie dreht sich ums Selbstdenken (*cogito*), um Existenz (*sum*) und vor allem um die Konstruktion logischer Argumente (*ergo*).

Daneben bildet dieser Satz auch noch das Modell dafür, wie ein Argument in seiner denkbar knappsten Form aussieht. Es beginnt mit einer Prämisse (in diesem Fall «ich denke») und schließt auf die Konklusion («ich bin»), wobei das eigentliche Geschehen in jener Bewegung stattfindet, die das «also» signalisiert. Logische Argumente wie diese ziehen die Konsequenzen aus dem, was wir für wahr halten, und offenbaren damit neue und überraschende Ergebnisse. Dies tun sie auf formaler Ebene, indem sie ihre Prämissen explizit mit der Konklusion verknüpfen. Dies gilt im Allgemeinen als Paradigma des Denkens schlechthin, und die Philosophen sind die Experten für seine praktische Anwendung. Daher erscheint es auch nur logisch, dass wir von der Philosophie lernen können, wie am besten zu denken ist.

Ich glaube allerdings, dass diese Position riskiert, die Bedeutung formaler Argumente in der Philosophie und für das Denken generell zu übertreiben. Ich bin beispielsweise der Ansicht, dass die beiden vorherigen Absätze eine Lektion im Denken sind: Ich habe dargelegt, was es für ein philosophisches Argument braucht. Dabei habe ich aber nicht unbedingt ein Argument konstruiert, sondern vielmehr versucht, das, was Philosophie ist, möglichst akkurat zu *beschreiben*. Tatsächlich ist nur ein einziges und sehr knappes Argument darin enthalten, nämlich am Ende, wo ich sage, dass, wenn das Denken im Ziehen von Schlussfolgerungen besteht und die Philosophie genau darauf spezialisiert ist, sie dann die beste Lehrerin ist, wenn es um das Denken geht. Doch dieses Argument buchstabiert nur die Konsequenzen dessen aus, was vorher schon gesagt wurde. Wenn Sie wissen wollen, ob das Argument stichhaltig ist, dann besteht Ihre Hauptaufgabe nicht darin, den Schritt von den Prämissen zur Konklusion zu analysieren. Sie müssen vielmehr seine Vorannahmen überprüfen: Sind Argumente wie diese Paradigmen klaren Denkens und die Philosophen Experten auf diesem Gebiet? Und um diese Fragen zu beantworten, müssen Sie aufmerksam darauf achten, welche Rolle logische Schlüsse tatsächlich im

Denken spielen und wie oft und wie gut die Philosophen sie anwenden. Was Sie dabei tun, ist eigentlich nichts anderes, als zu überprüfen, ob die Beschreibung auch wirklich das einfängt, was sie zu beschreiben beabsichtigt. Es ist viel mehr Aufmerksamkeit vonnöten als logisches Ableiten.

Wenn wir wirklich aufmerksam sind, dürften wir so manche überraschende Entdeckung machen. Denken wir wieder an das «Ich denke, also bin ich». Ist das wirklich ein Argument? Es sieht zwar wie eines aus – schließlich enthält es das Bindewort «also». Aber wenn das ein Argument ist, dann jedenfalls kein interessantes. Denn wir können die Konklusion «also bin ich» aus so ziemlich jeder Aussage ziehen, die das Wort «ich» enthält. Warum also nicht «Ich lenke, also bin ich» sagen? Oder «Ich schwenke, also bin ich»? Diese Argumente scheinen nämlich genauso gültig zu sein.

Von einem formal-logischen Standpunkt aus betrachtet ist das Argument zirkulär: Die Konklusion ist nur deshalb wahr, weil sie bereits in den Prämissen enthalten ist. Wenn ich «Ich denke», «Ich lenke» oder «Ich schwenke» sage, dann setze ich bereits die Existenz eines Subjekts voraus, nämlich von mir. Descartes' «Argument» zieht einfach die Aktivität oder Eigenschaft ab, die dem Ich beigelegt wird, und lässt nur noch seine Existenz übrig. Daher sagt uns die Konklusion in gewisser Weise *weniger* als die Prämisse, auf der sie fußt. Dass sie informativ erscheint, liegt nur daran, dass sie das explizit macht – «Ich bin» –, was schon im «Ich denke» steckt.

Um zu verstehen, dass «Ich denke» «Ich existiere» impliziert, braucht man nichts weiter als Kenntnisse der deutschen Sprache. Diese Implikation besteht unabhängig von der Zeitform, bei «Ich dachte, also war ich» ebenso wie «Sie wird lenken, deshalb wird sie sein». Man kann sogar diese merkwürdige temporale Mischform «Er ist tot, deshalb war er» basteln. Man braucht keine philosophische Ausbildung, um darauf zu kommen. Bedeutet das, dass Descartes ein philosophisches Leichtgewicht war und kein überragendes Genie von Weltruf? Ist die Philosophie doch nicht die Krone des menschlichen Denkens, sondern die pedantische Kunst, das Offensichtliche auszusprechen? Ich hoffe, dass

nichts von beidem zutrifft. Descartes war kein Idiot. Als er «Ich denke, also bin ich» schrieb, war er sich bewusst, dass dieser Satz die gleiche logische Struktur hatte wie «Ich lenke, also bin ich». Er war aber auch der Überzeugung, dass es etwas gab, was das «Ich denke» besonders machte. In den *Prinzipien der Philosophie* schreibt er: «[W]enn ich etwa sage ›Ich erblicke etwas, oder ich gehe spazieren, daher bin ich‹ und gewinne diese Einsicht im Ausgang von der Tätigkeit des Erblickens oder Spazierengehens, insofern sie sich im Körper vollziehen, dann ist die Folgerung keineswegs absolut sicher [...]»¹

Und warum nicht? Weil eine Konklusion immer nur so stark ist wie ihre Prämissen, und in diesem Fall ist die Prämisse nicht gewiss. Wenn ich sage «Ich gehe spazieren», dann könnte ich irren. Ich könnte träumen oder mich in einer Computersimulation befinden und glauben, ich würde durch die Straßen schlendern, wenn ich in Wirklichkeit in einem Sessel sitze und eine vollkommen immersive virtuelle Welt erlebe. «Ich gehe spazieren, daher bin ich» ist also zwar formal gültig, aber das Argument scheitert, wenn ich nicht beweisen kann, dass «Ich gehe spazieren» wahr ist.

Unter normalen Umständen hätten wir keinen Grund, daran zu zweifeln, dass «Ich gehe spazieren» wahr ist, wenn wir anscheinend genau das gerade tun. Descartes verfolgte allerdings ein ganz spezifisches philosophisches Projekt. Ihm ging es nicht darum, uns zu raten, was wir in unserem alltäglichen Leben denken sollten. Er wollte vielmehr beweisen, was wir mit absoluter Sicherheit als wahr erkennen könnten, um ein festes Fundament für *alle* Erkenntnis zu legen. Daher musste er also wissen, was jenseits aller Zweifel wahr sein *muss*.

Descartes' Vorhaben wird noch klarer, wenn wir verstehen, dass er nicht nur zu beweisen versuchte, *ob* er existierte, sondern auch, was für eine *Art Ding* er war. Logisch betrachtet könnte ich sagen «Ich trinke, daher bin ich ein trinkendes Ding» oder «Ich bin rosa, deshalb bin ich ein rosafarbenes Ding». Doch da wir uns nicht absolut sicher sein können, dass wir tatsächlich spazieren gehen oder Farben so sehen, wie sie wirklich sind, basieren diese Argumente auf Prämissen, die bezweifelt werden können. Das Getränk könnte eine haptische

und olfaktorische Illusion sein und ich möglicherweise vorübergehend farbenblind.

«Ich denke» ist anders. Denn im Akt des Zweifelns denkt man bereits, und das zeigt, dass der Satz nicht falsch sein kann. Wenn Sie denken, dass Sie nicht denken, dann beweist das nur, dass Sie eben denken.

Wir können nun erkennen, dass Descartes eigentlich gar kein logisches Argument vorgelegt hat. Vielmehr hat er seine Erfahrungen aufmerksam beobachtet, um zu sehen, was bezweifelt werden könnte und was nicht. Und er fand heraus, dass fast alles, was wir für selbstverständlich halten, auch falsch sein kann. Andere Menschen könnten sich als ausgefeilte Roboter oder Puppen erweisen. Zudem könnten wir generell in einer geträumten oder virtuellen Welt leben statt in einer organischen aus Fleisch und Blut. Doch die eine Sache, die wir nicht anzweifeln können, ist, dass wir denken oder, allgemeiner gesagt, Bewusstsein haben. Wenn ich ein Stück Schokolade schmecke, dann kann es zwar sein, dass die Schokolade nicht existiert, aber der Geschmack tut es. Wenn ich ein Musikstück höre, dann könnte es zwar sein, dass niemand dieses Stück spielt, aber ich höre es trotzdem. Und wenn Sie jetzt diese Worte lesen, dann mag es zwar sein, dass dieses Buch nicht existiert, aber die Worte sind trotzdem in ihrem Kopf.

Aus diesem Grund präsentiert Descartes in den *Meditationen*, der klarsten Darlegung seiner Auffassung von der Natur des Ichs, seine Schlussfolgerung auch nicht in Argumentform. Dort taucht kein «also» auf; vielmehr hätten seine Experimente mit dem Zweifel das Resultat ergeben, dass «[das Denken] allein [...] nicht von mir getrennt werden [kann]. Ich bin, ich existiere; das ist sicher.»

Die berühmtesten Sätze der westlichen Philosophie sind also keine Argumente, sondern die Quintessenz einer Reihe genauer Beobachtungen. Das Motto der Philosophen sollte daher nicht *cogito ergo sum*, sondern *attendo, ergo sum philosophus*, «Ich bin aufmerksam, also bin ich Philosoph», lauten. Das beste Philosophieren besteht also nicht in der Konstruktion von Argumenten, sondern darin, dass man genau beobachtet.

Wenn Descartes hier aber kein Argument formuliert hat, wie

können wir seine Beobachtung dann überprüfen? Indem wir noch aufmerksamer sind. Schließlich macht auch Descartes nicht bei der beruhigenden Konklusion Halt, dass man wirklich existiert. Vielmehr behauptet er, dass er mehrere wichtige Eigenschaften seines Ichs erkennen könne, dass nämlich sein Geist unteilbar, immateriell und vollkommen getrennt und separierbar von seinem Körper sei. Und das ist Ihrer auch.

Die meisten Philosophen haben seither geurteilt, dass Descartes übereilte Schlüsse gezogen habe. Sein Fehler sei die Annahme gewesen, dass sein Geist und sein Körper voneinander unterschieden sein müssten, weil er sich Ersteren ja ohne Letzteren vorstellen konnte. Aber ich kann mir eben auch vorstellen, dass Wasser nicht H_2O ist oder Kobolde real sind, und trotzdem folgt daraus nicht, dass es Wasser geben könnte, das nicht H_2O ist, oder hinten im Garten wirklich die Kobolde leben. Man kann nicht von der bloßen Vorstellbarkeit (oder Nichtvorstellbarkeit) von Konklusionen auf die empirische Realität schließen. Man muss aber auch nicht einmal von dem Problem mit solchen «Vorstellbarkeitsargumenten» wissen, um Descartes' Fehler zu erkennen. Wenn man genau hinsieht, dann merkt man nämlich, dass sein Weg vom «Ich existiere» zu «Ich bin ein immaterieller Geist» verkehrt ist. Achten Sie darauf, wie ein Argument verläuft, und Sie werden die falschen und fragwürdigen Schritte zumeist erkennen.

Meine These lautet: Aufmerksam zu sein ist denken. Nehmen wir den mächtigsten Einwand gegen Descartes' These. Es dürften kaum Zweifel daran bestehen, wen der schottische Philosoph David Hume im Sinn hatte, als er schrieb: «Es gibt einige Philosophen, die sich einbilden, wir seien uns dessen, was wir unser Ich nennen, jeden Augenblick aufs unmittelbarste bewußt; wir fühlten seine Existenz und seine Dauer; wir seien sowohl seiner vollkommenen Identität als seiner Einfachheit – in höherem Grade, als wir es durch Demonstration werden könnten – [unmittelbar] gewiß.»² Hume hatte zu den Problemen mit dieser These viel zu sagen; sein entscheidender Punkt bestand allerdings darin, Descartes' Introspektionsexperiment zu wiederholen, allerdings mit mehr Umsicht als dieser.

Ich meines Teils kann, wenn ich mir das, was ich als «mich» bezeichne, so unmittelbar als irgend möglich vergegenwärtige, nicht umhin, jedesmal über die eine oder die andere bestimmte Perzeption zu stolpern, die Perzeption der Wärme oder Kälte, des Lichtes oder Schattens, der Liebe oder des Hasses, der Lust oder Unlust. Niemals treffe ich *mich* ohne eine Perzeption an und niemals kann ich etwas anderes beobachten als eine Perzeption.³

Versuchen Sie es einmal selbst. Versuchen Sie, das «Ich», das Ihre Gedanken und Erfahrungen hat, aufzuspüren. Während ich diese Zeilen schreibe, probiere ich es gerade einmal aus und bemerke ein leichtes Knurren in meinem Bauch, ein schwaches Rauschen in meinem Ohr, ein leichtes Ziehen in meinem Fußrücken, das Geräusch eines Radios im Nachbarraum und die Wiederkehr eines nervtötenden Ohrwurms (aus irgendeinem unverständlichen Grund ist es «Owner of a Lonely Heart» von der Band Yes). Ich stelle fest, dass mir bis zum Bruchteil einer Sekunde, bevor meine Finger die Tasten berühren, nicht einmal die Wörter bewusst sind, die ich tippe. Ich bin nun zwar fertig mit der Beschreibung meiner Empfindungen, aber da ist kein zusätzliches «Ich», das ich noch darüber hinaus beobachten könnte. Man könnte daher tatsächlich denken, dass mein Ich einfach nur «ein Bündel oder ein Zusammen verschiedener Perzeptionen» ist.

Hume war sich darüber im Klaren, dass seine Beobachtung kein Argument war. «Wenn jemand nach ernstlichem und vorurteilslosem Nachdenken eine andere Vorstellung von «sich selbst» zu haben meint, so bekenne ich, daß ich mit ihm nicht länger zu streiten weiß», wie er weiter schreibt. Man kann niemanden argumentativ von einer Sichtweise abbringen, die auf einem Mangel an Aufmerksamkeit basiert. Man kann den Betreffenden nur dazu auffordern, achtsamer zu sein, in diesem Fall auf die eigene «Phänomenologie», also die Beschaffenheit der eigenen subjektiven Erfahrung.

Wie Daniel Dennett mir einmal darlegte, hat nicht jeder Philosoph Humes Botschaft vollkommen verstanden. Dennett war sowohl in den Kognitionswissenschaften als auch in der Philosophie aktiv, was für manche seiner Kollegen bedeutet, dass er gar kein richtiger Philosoph ist. Für mich liegt eine Stärke seiner Arbeit gerade darin, dass er den

Tatsachen der Erfahrung und den Befunden der Psychologie und der Neurowissenschaften so große Aufmerksamkeit schenkt und andere dazu auffordert, es ihm gleichzutun. «Ich stoße meine Studenten gerne mit der Nase auf die Überraschungen der Phänomenologie. Sie sind ganz erstaunt, wenn sie entdecken, wie schlecht die Ränder ihres Gesichtsfelds aufgelöst sind, dass ihr Farbsehen nicht bis ganz nach außen reicht und so weiter. Ich glaube, ein Großteil der Arbeiten aus der nicht empirisch orientierten Philosophie des Geistes wird sozusagen unbewusst von einer Reihe geteilter Annahmen darüber angeleitet, was die Phänomenologie ist, was einfach falsch ist.»

Es scheint, als würden wir so sehr daran hängen, wie die Dinge an der Oberfläche aussehen, dass wir sie gar nicht in ihrer eigentlichen Gestalt erkennen können, selbst wenn es nur eine erhöhte Aufmerksamkeit braucht, um die Wahrheit zu offenbaren. Wir sind wie Kinder, die den Himmel oben auf das Blatt malen, ohne dass er mit dem Horizont verbunden ist. Wie viel mehr von uns mag noch verborgen sein, obwohl es vor aller Augen offen daliegt?

Fragt man die Vertreter der seit Anfang des 20. Jahrhunderts tonangebenden philosophischen Schule auf dem europäischen Kontinent, nämlich der Phänomenologie, wie sie von Edmund Husserl eingeführt und von Leuten wie Simone de Beauvoir, Jean-Paul Sartre und Martin Heidegger weiterentwickelt worden ist, dann lautet die Antwort: ziemlich viel. Die Betonung der Phänomenologie war eine Reaktion auf die Philosophie des preußischen Philosophen Immanuel Kant, der im 18. Jahrhundert die Theorie vertrat, dass wir kein Wissen von den Dingen an sich (*Noumena*) haben können, sondern immer nur davon, wie sie uns erscheinen (*Phänomena*).

Die Phänomenologen nehmen diese Position ernst und gelangen zu dem Schluss, dass die Welt, wie sie uns in der Erfahrung gegeben ist, tatsächlich unsere Welt *ist*, nämlich die einzige, die wir zu verstehen hoffen dürfen. Wir müssen jeden Glauben an eine unabhängig existierende Welt aufgeben, den wir vielleicht noch hegen, und ein «Ausklammern» vollziehen, das Husserl die phänomenologische Epoché nannte. «Auf die ‹Sachen selbst› zurückzugehen, wie er es verlangte,⁴ macht es

daher erforderlich, die Welt so, wie wir sie erfahren, näher zu betrachten – die «Dinge selbst» ohne metaphysische Vorannahmen über die «Dinge *an sich* selbst». Dieser Ansatz erfordert eine genaue Beschreibung, was wiederum eine hohe Aufmerksamkeit voraussetzt. Wie Husserl sagte: «Ich versuche zu führen, nicht zu belehren, nur aufzuweisen, zu beschreiben, was ich sehe.»⁵ Der phänomenologische Ansatz behauptet, dass wir nicht sauber zwischen der Aufmerksamkeit für unser erfahrendes Selbst und für die uns umgebende Welt unterscheiden können. Um uns der Welt zu widmen, müssen wir demnach beobachten, wie sie sich uns zeigt; schließlich ist da nichts anderes, was wir beobachten könnten. Selbst die Wissenschaften, die darüber hinausgehen, wie uns die Dinge unmittelbar erscheinen, begeben sich dabei nur tiefer in die phänomenale Welt hinein.

In der japanischen Philosophie spielt Aufmerksamkeit ebenfalls eine zentrale Rolle. Das ist sicherlich auch der Grund, warum dort das Interesse an der Phänomenologie größer ist als an irgendeiner anderen modernen Strömung westlicher Philosophie. Als ich den japanischen Philosophen Kobayashi Yasuo befragte, was seine Tradition auszeichne, verwies er auf die Vorrangstellung der Aufmerksamkeit gegenüber dem Argument. Für ihn ist die Philosophie nicht in erster Linie «eine begriffliche Rekonstruktion der Welt», sondern «beruht auf einer Art ästhetischer Wechselwirkung» zwischen dem Menschen und der Welt.

Die intellektuelle Gepflogenheit, eine erhöhte Aufmerksamkeit walten zu lassen, trägt auch jenseits der reinen Philosophie ihre Früchte. Eine der Eigenschaften, die bedeutende Wissenschaftler auszeichnen, ist ihre Fähigkeit, Dinge zu bemerken, die andere übersehen haben. Nehmen wir zum Beispiel die Entdeckung des Penicillins im Jahr 1928. Alles fing damit an, dass Alexander Fleming ein paar eigenartige Muster in Petrischalen bemerkte, in denen er vor seinem Urlaub Bakterien zurückgelassen hatte. Nach genauerer Betrachtung stieß er auf jenen «Schimmelsaft», in dem er schließlich das Penicillin entdeckte. Wenn wir von Flemings Entdeckung lesen, ist es naheliegend, dass wir glauben, auch wir hätten die Muster in den Petrischalen gefunden. In Wirk-

lichkeit lässt sich unsere Aufmerksamkeit jedoch viel zu leicht von unseren Vorannahmen und Erwartungen leiten. Wenn wir nicht aktiv suchen, kann uns sogar das Offensichtliche entgehen. So findet man im Internet zahllose Videos, die die sogenannte Veränderungsblindheit demonstrieren. Dabei handelt es sich um die Veränderung in einer Szene, die wir nicht sehen, obwohl sie, wenn man sie erst einmal bemerkt hat, vollkommen offenkundig ist.⁶ Mehrere Experimente zeigen, dass Menschen es nicht einmal unbedingt bemerken, wenn die Person, mit der sie gerade ein Gespräch führen, mittendrin wechselt.⁷ Und ein anderes Experiment demonstriert, dass die Zuschauer eines Basketballspiels so darauf fokussiert sein können, den Bewegungen des Balls zu folgen, dass sie nicht einmal bemerken, wie jemand in einem Gorillakostüm quer durchs Bild läuft und sich mit den Fäusten auf die Brust trommelt.⁸ Unsere Aufmerksamkeit kann also auf vielfältige Weise fehlgeleitet werden, besonders dann, wenn wir nicht aktiv darum bemüht sind, sie zu fokussieren.

Die Philosophen sind allerdings nicht immer gute Richter über das gewesen, was der Aufmerksamkeit lohnt. Seit Aristophanes sie dafür verspottet hat, dass sie in den titelgebenden Wolken seines satirischen Dramas leben würden, ist ihnen vorgehalten worden, keinen Kontakt zur Realität des Alltags zu haben. Platon scheint dies hingegen als eine Art Kompliment betrachtet zu haben, obwohl sein Mentor Sokrates offenbar die Zielscheibe vieler von Aristophanes' Witzen gewesen war. Im platonischen Dialog *Theaitetos* bemerkt Sokrates, dass die Philosophen «nicht einmal den Weg auf den Markt [wissen], noch wo das Versammlungshaus des Rates ist, noch wo irgendeine andere Staatsgewalt ihre Sitzung hält».⁹ Und weiter heißt es: «Wie auch den Thales [...], als er, um die Sterne zu beschauen, den Blick nach oben gerichtet in den Brunnen fiel, eine artige und witzige thrakische Magd soll verspottet haben, daß er, was am Himmel wäre, wohl strebte zu erfahren, was aber vor ihm läge und zu seinen Füßen, ihm unbekannt bliebe, – mit diesem nämlichen Spotte nun reicht man noch immer aus gegen alle, welche in der Philosophie leben.»

Ich glaube, dass Platon hier irrt. Die besten Philosophen nehmen

nicht an, dass sie den Unterschied zwischen dem Wichtigen und dem Trivialen, dem Großen und dem Kleinen kennen. Solche Annahmen machen sie nämlich für die Einsicht blind. Beispiel dafür ist das Vorurteil gegen den Geruch und den Geschmack als unterlegene, tierische Sinne, das im Westen bis auf die Schriften von Aristoteles und Platon zurückgeht. Die Philosophen haben sich bei ihren Untersuchungen der sinnlichen Wahrnehmung jahrhundertlang aufs Sehen und Hören konzentriert und sogar den Tastsinn schon als zu leibbezogen betrachtet. Essen und Trinken wurden ignoriert, obgleich dies die einzigen kulturellen Praktiken sind, die alle fünf Sinne beanspruchen. Heute hingegen, da dieses Vorurteil überwunden ist, wird auf dem Feld der Philosophie des Essens einiges an faszinierender Forschung betrieben.

Der französische Philosoph Roger-Pol Droit hat in seinem cleveren populärwissenschaftlichen Buch *How Are Things?* den Ruf nach philosophischer Aufmerksamkeit für das Alltägliche angestimmt. Der Titel* funktioniert auf zwei Ebenen: Zum einen waren die Philosophen immer schon mit dem fundamentalen Wesen der Realität beschäftigt (das Feld der Ontologie) – «Wie sind *die Dinge?*». Nach Droit sollten sie aber spezifischer fragen, wie *bestimmte* Dinge wie Regenschirme, Schubladenschränke, eine Zugfahrkarte oder ein Flaschenöffner sind – «Wie sind *die Dinge?*». Was sagen sie darüber, wie wir leben und wer wir sind? Droits Buch mag wie eine gedankliche Spielerei wirken, verfolgt aber eine ernste Absicht. Denn er fordert uns zu einer philosophischen Hinwendung zur Welt auf, und zwar dadurch, dass wir alles anders betrachten als sonst. Oder wie er es formuliert: «Ich versuche, die Haltung in Bewegung zu bringen, den Blick und das Gefühl für den Alltag und die Alltagswelt zu verändern.»

Droit erinnert dabei an den schon häufig kommentierten kindlichen Charakter der Philosophie. Besonders zu nennen ist dabei Isaiah Berlin, der diesbezüglich sagte: «Philosophen sind Erwachsene, die darauf beharren, kindische Fragen zu stellen.»¹⁰ Und Droit selbst bemerkt:

* [Wörtlich «Wie sind die Dinge?» – Anm. d. Ü.]

«Ich glaube, der Philosophie liegt immer etwas Kindliches zugrunde, im ersten kindlichen Staunen, auch wenn der jeweilige Ansatz sehr ausgereift ist.»

Die Betonung des Alltäglichen findet sich in vielen philosophischen Traditionen der Welt. Chinesische, indische und japanische Philosophen lehren die richtige Art zu essen, zu sitzen und mit Menschen im Alltag umzugehen. Wenn es darum geht das menschliche Leben und die menschliche Natur in ihrer ganzen Bandbreite zu verstehen, können einem wesentliche Details entgehen, sobald das Alltägliche außer Acht gelassen wird.

Damit die nötige Aufmerksamkeit aufgebracht werden kann, muss zunächst für die richtige Geisteshaltung gesorgt werden. Das ist auch der Grund dafür, dass die mentale Vorbereitung in vielen Traditionen eine ganz entscheidende intellektuelle Übung ist. So schrieb etwa der berühmte konfuzianische Philosoph Zhu Xi, der während der Song-Dynastie lebte: «Wenn man Bücher lesen will, dann muss man zuerst den Geist beruhigen, bis er wie ein stilles Gewässer oder ein leerer Spiegel ist.»¹¹ Er riet dazu, still zu sitzen und sanft zu atmen, bevor man zu lesen beginnt, etwas, was sicherlich jedem helfen würde, das Geschriebene vollständig aufzunehmen.

Auch indische philosophische Schulen betonen die Notwendigkeit, aufmerksam zu sein. Daher legen sie großes Gewicht auf die Praxis der Meditation, die dazu dienen soll, den Geist zu beruhigen und ihn für die wahre Wahrnehmung und Einsicht empfänglich zu machen. Dieser Praxis wird so großer Wert beigemessen, dass viele indische philosophische Texte präzise Anweisungen dafür enthalten, wie man sitzen und atmen soll – etwas, das man im Westen für bizarr halten würde.

In solchen Traditionen besitzen die innerliche Vorbereitung und Aufmerksamkeit auch eine moralische Dimension. Der anzustrebende Geisteszustand wird als «klar» und «rein» bezeichnet. Ein guter Denker unterscheidet sich dort von einem schlechten nicht nur durch seine Intelligenz, sondern auch durch seine aufrichtigen Absichten. So unterscheidet der indische Klassiker *Nyaya Sutra* zwischen der *Diskussion*, die ernsthaft geführt wird und auf echter Erkenntnis fußt, und dem *Streit*,

der lediglich darauf abzielt, die Auseinandersetzung mit allen nötigen Mitteln zu gewinnen.

Die westliche Philosophie enthält nur gelegentliche Hinweise auf die Verbindung von persönlicher Tugendhaftigkeit und Meisterschaft im Denken. Ein seltenes Beispiel dafür ist Bernard Williams' Identifikation von *Genauigkeit* und *Aufrichtigkeit* als die beiden primären «Wahrheitstugenden». Er hatte verstanden, dass das Denken nicht nur eine technische Fähigkeit, sondern auch ein Ausdruck des Charakters ist. «Die Tugenden der Genauigkeit sind die, die es bei der Suche nach der Wahrheit braucht, beim Versuch, Dinge richtig zu verstehen, und so weiter; die Tugenden der Aufrichtigkeit betreffen die Mitteilung der Wahrheit an andere auf ehrliche Weise – dass man also etwa sagt, was man glaubt, und so weiter.» Aufrichtigkeit schützt vor Selbstbetrug und hilft der Genauigkeit. Solange unsere Forschung nicht an diesen Tugenden orientiert ist, können wir nach Williams nicht darauf hoffen, bei der Wahrheit anzukommen. Deshalb habe Nietzsche bis zu seinem Lebensende immer wieder hervorgehoben, dass die herausragendste intellektuelle Tugend die Ehrlichkeit sei, die vor allem Mut brauche. Ich bin geneigt, Williams zuzustimmen, und zwar unter anderem deshalb, weil er einer der bedeutendsten britischen Moralphilosophen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war. Sein Werk verströmte eine Atmosphäre der Aufrichtigkeit, weil es sich stets mit dem auseinandersetzte, was wichtig war, ohne dabei zu voreiligen Schlüssen zu kommen.

Intellektuelle und moralische Tugend taucht auch in einem Kommentar auf, den Wittgenstein einmal gegenüber Bertrand Russell äußerte: «Wie kann ich ein Logiker sein, wenn ich noch nicht Mensch bin?» Das mag eigenartig klingen. Doch wie Ray Monk, der Biograf sowohl von Wittgenstein als auch von Russell, erklärt, muss man fürs klare Denken «alles beiseite räumen, was dem im Weg steht», auch die eigenen Schwächen und Fehler. Die Philosophie wie die Aufrichtigkeit gegenüber sich selbst erfordern nicht nur Intelligenz, sondern auch den Willen zur Ehrlichkeit. Daher kommt Monk auch zu dem Schluss, dass es Russell, als er sich diversen Selbstbetrügereien hingab, nicht an Intelligenz, sondern an «charakterlicher Stärke» gemangelt habe.

Der Biograf weist hier auf einen interessanten Zusammenhang zwischen einem guten Charakter und klarem Denken hin. Wittgensteins Bemerkung, dass «Logik und Ethik [...] im Grunde nur eines und dasselbe [sind]», mag unplausibel klingen, aber das «rückhaltlose Streben nach Klarheit», wie Monk es formuliert, verlangt eben eine Klarheit im Geist und eine Reinheit in den Absichten, die derjenige, der sich oder andere betrügt, unmöglich erlangen kann. Um gut zu denken, muss man also zunächst sich selbst mit brutaler Ehrlichkeit mustern, um sicherzustellen, dass man aus den richtigen Gründen denkt.

Deshalb ist der Charakter des Denkenden nicht irrelevant, wenn es um die Untersuchung seines Denkens geht. Als russische Politiker und Generäle behaupteten, ihre «militärische Spezialoperation» in der Ukraine für den Kampf gegen Faschisten und die Abwehr einer NATO-Aggression begonnen zu haben, hat uns ihre mangelnde Aufrichtigkeit gute Gründe dafür an die Hand gegeben, ihnen keinen Glauben zu schenken und auch ihren plausibleren Ausführungen mit Skepsis zu begegnen. Eine clevere Person mit schlechten Motiven ist gefährlich, weil sie überzeugende Argumente konstruieren kann, die allerdings nur ihren Interessen und nicht der Wahrheit dienen. Wir müssen allen Facetten eines öffentlich vorgebrachten Gedankengangs unsere genaue Aufmerksamkeit widmen, auch den Motiven und Interessen des Argumentierenden, und zwar auch und gerade dann, wenn wir selbst diese Person sind.

Wie man aufmerksam ist

- Bevor Sie etwas durchdenken, müssen Sie sich in die richtige intellektuelle Verfassung bringen. Sie brauchen einen klaren Geist und die nötige Energie, um sich konzentrieren zu können. Wenn Ihnen Übungen wie etwa Atemmeditationen dabei helfen, nutzen Sie diese.
 - Geben Sie Acht auf das, was tatsächlich der Fall ist, und nicht auf das, was Sie nur annehmen. Beobachten Sie, wie sich Ihre Erfahrung wirklich anfühlt und wie die Dinge tatsächlich sind. Abstand von den eigenen vorgefertigten Meinungen zu gewinnen ist schwieriger, als es sich anhört, weil diese zumeist tief verankert sind und unausgesprochen bleiben.
 - Achten Sie darauf, keine voreiligen Schlüsse aus Ihren Beobachtungen zu ziehen. Viele Fehler sind darauf zurückzuführen, dass nicht unterschieden wird zwischen dem, was uns eine Sache sagt, und dem, was wir über ihre tatsächliche Bedeutung oder ihre Folgen zu wissen glauben.
 - Vorsicht vor Aufmerksamkeitsräubern. Was könnte Sie davon ablenken, klar zu sehen oder die richtigen Dinge in den Blick zu nehmen?
 - Vermeiden Sie den sogenannten Bestätigungsfehler oder «*myside bias*». Wenn die Tatsachen genau Ihren Vormeinungen über sie entsprechen, dann prüfen Sie, ob Sie die Belege für Ihre Ansichten nicht selektiv ausgewählt oder diesen widersprechende Belege nicht ausgeblendet haben.
 - Hören Sie anderen zu und suchen Sie das Gespräch – besonders mit Personen, die Erfahrungen mit dem haben, worüber Sie nachdenken. Respektieren Sie diese Menschen, aber stützen Sie sich nicht automatisch auf sie.
 - Glauben Sie nicht, dass Sie schon wüssten, was bedeutsam ist und was nicht. Halten Sie Ausschau nach dem, was vielleicht übersehen worden ist, weil es für irrelevant gehalten wurde.
-

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de